

mich die „Evelhne“ auf, ich hatte unter dem Schmerz des Bisses loslassen müssen, aber das Bild des Mädchens war in mein Gehirn gehämmert. Ich suchte meine Mörderin?.. Sie töten? Nein! Aber ihr das Leben vergiften... Warum, weißt du?“ schrie er. „Du Mörderin! Bestie! Unmenschlich! Jene Mutter im Boot hat die Hand nach mir ausgestreckt, und sie hatte um zwei Kinder zu zittern. Du um deine Perlen, deinen Schmutz! Weine! Weine! Du wirst viel weinen müssen! Hast du mich nie erkannt?“

Aus Tränen und Zittern, Verzweiflung und Angst ging ein Blick ihm auf.

„Unmenschlich?“ stammelte sie. „Menich war ich. Ich war noch nicht Mutter. Ich war noch nicht barmherzig. Unverzeihlich, du? In jener Nacht? Alles Wahnsinn, Todesangst. Und ich soll büßen für — War ich es denn damals, die das tat?“

„Du! Gerade du! Du warst die Wahre, die Eigentliche. In solchen Augenblicken —“

Und zwei Menschen starrten sich in entsetzte und ratlose, so hassen wie lieben wollende Augen...

Am Grabe des Wunderrabbi.

Weit und breit ist das Grab des auf dem jüdischen Friedhof in Lemeswar beigezeichneten gelehrten Rabbi Oppenheimer bekannt. Der Stätte werden Wunderwirkungen nachgerühmt, so daß noch heute dort täglich abergläubische Leute, Juden, Ungarn, Siebenbürger, Sachsen und Rumänen, die durchweg den besseren Ständen angehören, erscheinen und ihre Wünsche, die sie zu Papier brachten, vortragen. Sie stecken den zusammengefalteten Zettel unter das Blechdach des Grabmals, in der Hoffnung, daß der Wunderrabbi ihre Wünsche erfüllen lassen werde.

Da der Befehl auf dem jüdischen Friedhof in der letzten Zeit allzu rege wurde, schöpfe die Siguranza — so nennt sich die politische Polizei in Rumänien — Verdacht. Sie vermutete Verschöpfung, Hochverrat und dergleichen und sandte einen ihrer tüchtigsten Beamten auf dem jüdischen Friedhof, um den Grund der Popularität des Grabes auszukundschaffen.

Nach der Ruhestätte des Wunderrabbi gelangt man — die Besucher nehmen wenigstens alle diesen Weg — von rückwärts durch eine Breche in der Eingäumung des jüdischen Friedhofes. Als der Vertreter der rumänischen Staatssicherheit sich dem Eingang näherte, wartete dort gerade ein elegantes Privatgefahr mit zwei Schimmel. Am Grabe weilten zwei ebenso elegante Damen, scheinbar Mutter und Tochter, im Gebet versunken. Der Geheimpolizist konnte wahrnehmen, wie die Damen irgend etwas unter dem Blechdach des Grabmals verbargen. Kaum hatten sie den Friedhof verlassen, so eilte er nach dem Grabe, um ihm das Verborgene zu entnehmen. Da kramte er unter dem Blechdach des Wundergrabes viele kleine Zettelchen hervor und lieferte sie der Siguranza ein. Aus den Dokumenten der vermeintlichen Verschöpfung ging hervor, daß es sich um harmlose Wunschzetteln handelte, die an den toten Wunderrabbi von seinen Gläubigen gerichtet worden waren. Ein Zettel lautete wörtlich: „Lieber Wunderrabbi! Ich bitte dich, mich anzuhören. Gib, daß L. meine Enkelin, sich mit Otto H. verheiratet und glücklich werde! G. R.“

Dieser Text war auch ins Ungarische übersetzt — wahrscheinlich, damit der Wunsch der Großmutter um so bestimmter in Erfüllung gehe.

Der zweite Wunschzettel hatte folgenden Wortlaut: „O erhöre, lieber Wunderrabbi, meine inständige Bitte, daß meinem guten braven Mann immer mehr und bessere Geschäfte gelingen mögen, damit wir ohne Sorgen leben!“

Dann fand man einen zwei Seiten langen Brief, dessen eine die unterstrichene Stelle (wahrscheinlich der Hauptwunsch des Bittstellers) lautete: „Gib meinem Kopfe Kraft, damit meine Haare erstarben und von meinen Füßen die Ballen verschwinden...“

Der vierte Zettel enthielt folgenden Wunsch: „Allmächtiger Wunderrabbi! Gib, daß Levys Erfindung erfolgreich sei, damit ich ein ruhiges Heim finde und er mich auch weiter liebe und unterstütze! Den Gang meines Prozesses überwache, damit er nicht schief ausgehe und meine Feinde nicht in die Lage kommen, an mir Rache zu nehmen! Abraham, Isaac und Jakob! Gebet meinem Manne viel Glück! Josephine.“

Auch ein rumänisch geschriebener Zettel fand sich vor, mit folgendem Inhalt: „Oh, großer Günstling Gottes und wunderbarer Rabbi! Ich, Basile, Sklave Gottes, bitte dich vielmals, der du der Günstling Gottes bist, meine Steuerlast erträglicher zu machen. Das wäre dadurch möglich, daß du den bösen Steuerdirektor Nebanu überredetest, mir etwas davon abzulassen, und daß du versügest, daß ich mein Geld von Jean Micia und Franz Remes wieder zurückbekomme.“

Diese Bitte schien jedenfalls die aktuellste und dringendste unter allen zu sein. Es ist jedoch zu bezweifeln, ob selbst der wundervollste

Geist des gelehrten Rabbi Oppenheimer bei einem rumänischen Steuerdirektor ohne kleine Belohnungen etwas auszurichten vermöchte

—osi.

Warum die Weissen nur eine Frau haben.

Eine holländische Missionarin erzählt in einer Amsterdamer Zeitung von ihren Erlebnissen in den Kolonien. Dabei berichtet sie auch, wie sie einmal zu einem Häuptling kam, der nach Landesitte viele Frauen hatte. Die meisten hatten noch niemals eine weiße Frau gesehen und konnten sich nicht genug daran tun, sie zu bestaunen und freundschaftlich zu betasten. Wie sie nach dem ersten Sturm so bei ihnen im Kreise saß, mußte sie viele Fragen über sich ergehen lassen. „Hast du viele Kinder? Kannst du schwimmen? Reitest du?“ Eine der gespanntesten Fragen war: „Hat dein Mann viele Frauen?“ Und die Antwort, daß in Europa die Eine Sitte sei, rief Erstaunen hervor. Dann ging es weiter: „Nist dein Mann gut zu dir? Ist er groß und stark?“ Die neugierigste Fragerin aber sagte: „Wenn dein Mann dich schlägt, haust du wieder?“ Die Missionarin unterdrückte ein Lächeln und versicherte ernst: „Mein Mann schlägt mich nicht, aber wenn er mich schlagen würde, so würde ich bestimmt wiederhauen.“ Da ging den dunkel-farbigen Schönen ein Licht auf und sie kamen einstimmig zu der Meinung: „Nun begreifen wir, warum bei euch die Männer nur eine Frau haben. Sie haben Angst.“

Die Stadtgöttin von Möffel.

Ein lustiges, mitunter derbes, aber immer amüsanteres Buch ist im Propyläen-Verlag, Berlin unter dem Titel: „Die Powenzbande“, Zoologie einer Familie gemeinverständlich dargestellt von Ernst Benzolt. Der Dichter hat hier ein neues Gebiet betreten und erobert, das der Humoreske. Mit Erlaubnis des Verlages entnehmen wir dem Buche folgende Skizze aus dem Spießerleben einer Kleinstadt in der Vorkriegszeit:

Es gab damals in Möffel rund siebentaufend Witwen und unverjorgte Töchter. Sie waren alle schwarz gekleidet, wodurch sich das Stadtbild nicht sehr freundlich gestaltete. Ueber alle aber herrschte jene reiche Witwe Quiebus, eine rosig, sehr korpulente Riesendame. Sie liebte die Wohlthätigkeit, aber sie haßte die „Powenzbande“. Sie verabscheute sie, vielleicht, weil ihr dreimal der wohlgemeinte Versuch mißlungen war, diese so schrecklich verwahrloste Familie „zu retten“. Nichts aber konnte wahrhaftig die verstorbenen Powenze mehr tranken, als wenn jemand sie „auf den rechten Weg zurückführen“ wollte...

Frau Thasnela Quiebus war eine Germanin von Gestalt, blond, rotwangig, und wie gesagt, „kolossal“. Sie war es, weil sie zuviel aß, obgleich sie es natürlich rundweg leugnete. Fast alle Dicken behaupten, daß sie doch fast nichts aßen und nicht wüßten, warum sie ständig zunehmen. Auch Frau Quiebus sagte das von sich. Das bißchen Suppe, die paar Karöffelchen, die kleine Schmitze Schlagrahmorte, das konnte es doch unmöglich machen. Es mußte also die Veranlagung daran schuld sein oder aber die Schneiderin, deren Kleider so schrecklich dick machten. Ihrer Gestalt nach konnte Quiebus ohne weiteres als Möffeler Stadtgöttin gelten (im antiken Sinne). Symbolisch ausgedrückt, mag man sich diese unbergeliche

Frau gleich ihrem großen Segner Baltus Powenz über und über tätowiert vorstellen, mit dem Stadtplan von Möffel etwa, aus der Vogelschau, mit Kirche, Post und Bahnhof, um so anzuzeigen, daß alles, was da geschah, an ihr geschah und sie körperlich und seelisch bewegte. Denn jedes Kind, das in der Stadt geboren wurde, gebar sie im Geiste mit, jeden Tod starb sie und beweinte ihn zugleich, an jeder Liebe, und das vor allem, nahm sie wärmsten Anteil. Sie duldete kein Geheimnis in der Stadt, die bedte unter ihrem Soldatenschritt...

Frau Quiebus hat ein mitfühlendes Herz. In ihrer Trauer weint sie mit jedermann, mit dem Briefträger, mit der Fußrührer, sogar mit dem Steuerboten. Sie hat für alles ein großes menschliches Verständnis. Oh, sie versteht den Fehltritt Frau Ahlenkamps, von dem sie längst weiß, sie beurteilt auch die hübsche Frau Jorkum nicht. Sie kennt sogar die galante Ursache des Rückenmarlleidens von Direktor L., und sie hat Gewißheit in bezug auf die Kinderlosigkeit bei D.S. Sie ist über alles orientiert. Sie kennt alle Ehen ganz genau...

Sie hatte zwei Kinder. Sie hatte ihren Edwin, dessen Gesundheit ihre ständige Sorge war, und Carola, ihren Sonnenschein, abgesehen von den Powenzleuten übrigens das einzige Weib in Möffel, dessen Geheimnisse Frau Quiebus nicht kannte. „Carola sagt mir alles, sie ist ja auch noch ein solches Kind in derlei Dingen“, äußerte Frau Quiebus überall und meinte damit die Liebe. Carola war übrigens ein großes, hübsches Mädchen, rasißisch blond, mit einer Haut wie gepudert, unschuldigen Augen und den schönsten Beinen, für die sie sogar einmal, ohne Wissen der Mutter natürlich, einen nicht unbedeutenden Preis bei einem Reklamewettbewerb für Damenstrümpfe trotz harter internationaler Konkurrenz davonge-

tragen hatte. Diese Carola befaß überhaupt, Frau Quiebus machte kein Hehl daraus, einen ganz wundervollen Körper — ähnlich dem ihren, als sie noch jung war...

Böhlartigkeit, Sittenstrenge, Patriotismus, Frömmigkeit waren Frau Quiebus, hervorragende Eigenschaften Ihre Armenbälle waren so berühmt wie ihr Takt in Scharfsangelegenheiten. Sie gestand, daß sie, wie sie sich launig äußerte, eine schon fast nicht mehr tugendhafte Schwärmerin für den deutschen Kaiser empfände. „Ist er nicht schön, ist er nicht wunderschön!“ rief sie aus, wenn sie ihre interessante Sammlung von Kaiserbildern einem Besuch zeigte. „Denken Sie“, gestand sie unter Tränen, „ich träumte kürzlich von ihm, er habe mich auf die Stirn geküßt in voller Uniform!“ Sie hielt auch (wie er) gerne kleine Gottesdienste ab mit ihren Diensthofen...

Götterdämmerung der Filmstars.

Eine Götterdämmerung ist über die einstigen Idole von Hollywood hereingebrochen. Die Revolution, die der Tonfilm mit sich brachte, tritt nirgends deutlicher zu Tage als in der Ankündigung, daß fünf der bekanntesten Filmstars, Mary Pickford, Lya de Putti, Colleen Moore, Vilma Banky und Rod la

Roque, der Leinwand den Rücken kehren und zur Bühne übergehen. Sie werden im Herbst auf New Yorker Theatern ihre Künste zeigen, um sich von neuem die schwindende Gunst des Publikums zu erringen. Man behauptet, daß diesen ersten Deserteuren des Films bald andere nachfolgen werden. So soll Douglas Fairbanks bereits über einen Bühnenvertrag verhandeln, während Greta Garbo, Bebe Daniels, Norma Schaefer und Ronald Colman sich mit ähnlichen Absichten tragen. Mary Pickford und die anderen, die den Film verlassen, bestreiten zwar, daß dies für immer sei und behaupten, ihre geringen Erfolge im Tonfilm seien nur dem schlechten Text zuzuschreiben. Aber die Tatsache besteht, daß sie die neue Technik, die der sprechende Film fordert, nicht besitzen, und so wollen sie sich wohl erst genügende Bühnenerfahrung aneignen, um dann den Kampf um den Tonfilmruhm wieder aufzunehmen. Mary Pickford ist seit 1908 auf seiner Bühne mehr aufgetreten und Rod la Roque hat auch nur als ganz junger Mensch sich auf den weltbedeutenden Brettern versucht; die anderen sind überhaupt Keulinge auf dem Theater. Nach den großen Bühnenerfolgen, die Lili Damita und Lillian Gish errungen haben, sind die Glorie vieler Filmstars, die sich in ihrem alten Reich nicht mehr sicher fühlen, nach den lodenden Lichtern der Rampe gerichtet.

der Straße, während alle lernten. Er durfte nicht mitlernen... Ihm fehlten die zwei Zehner... Meryntje wurde gallebitter... Zum ersten Male — mit einem Rud, der einen heftigen Widerstand in ihm wahrnahm — empfand er die Bedeutung der Armut... Denn nun waren sie wirklich arm... Wenn man nicht einmal mehr zwei armselige Zehner für die Schule hatte, war man so arm wie die Straße, so nackend wie eine Kirchenmaus... Und dann konnten sie mit einem machen, was sie wollten... Dann konnten sie einen aus der Schule jagen und schließlich auch noch gestreng fragen, ob man sich wohl auch bedankt und verabschiedet hätte!... Und der liebe Herrgott? Und Christus?... Christus war selber auch arm gewesen, und der hatte immer gelehrt, daß die Armen am meisten wert wären!... Im Giebel der Schule war ein Christusbild angebracht — da stand er mit ausgebreiteten Armen, und darunter war zu lesen „Lasset die Kindlein zu mir kommen“... Aber es stand nicht dabei, daß die Kindlein zwei Zehner mitbringen sollten... Und wenn sie die nicht hatten, wieder nach Hause gehen konnten, fortgejagt wurden... Das war wirklich gemein, das war... das war schuftig... Pfui!... In die Armenenschule... Nein, das tat er nicht!... Zum Teufel auch, bestimmt nicht!...

Aus der Schule gejagt.

Wir veröffentlichen heute aus dem Schlußband „Im Strudel“ des im „Bücherkreis“, Berlin SW 61, erschienenen hervorragenden Romanwerks „Meryntje Gehiens Kindheit“ von A. M. de Jong (Preis 4.80 RM.) eine charakteristische Szene.

Als Meryntje zum zweiten Male mit einem Entschuldigungszettel und ohne Schulgeld zum Lehrer kam, schickte ihn dieser ohne weitere Umschweife in das Zimmer des Rektors, mit dem Auftrag, diesem die Entschuldigung zu überreichen. Der Rektor las den Zettel, sah Meryntje über die Brille ernsthaft an und sagte:

„Die selbe Geschichte wie vorige Woche, ja?“
„Ja, Herr Rektor... Vater hat noch keine Arbeit.“

„Aber zwei Zehner, das ist doch nicht viel!“
Meryntje schwieg, errötete und stammelte schließlich:

„Mutter hat sie nicht, sagt sie... ich hab' genug darum gequengelt, Herr Rektor, aber sie hatte sie nicht, wirklich nicht.“

„Ja, ja“, brummte der Rektor, „natürlich... auf den Unterricht kommt es nicht an, der muß immer zuerst darunter leiden... Aber hör mal, Gehien... hier hast du deinen Pimpfschein. So, laußt du nach Hause gehen. Sag deinen Eltern, daß es so nicht geht... Zwei Strafen weiter ist auch eine katholische Schule, da weißt wohl, dort laußt du umsonst hinkommen.“

Er drückte Meryntje den Schein in die Hand. Mechanisch nahm ihn der Junge. Und plötzlich durchglühte ihn ein Schamgefühl:

— Fortgejagt!...

Er stand wie erstarrt vor Schreck und Staunen. Entsetzen lächelte sein Denken.

— Fortgejagt!...

Das war das Einzige, was in seinem Bewußtsein lebte. Seine Wangen glühten. Seine Augen stierten nach der goldenen Uhrkette auf dem Bausche des Rektors.

— Fortgejagt!... Hier darf ich nicht

bleiben... Hier muß bezahlt werden... Vielleicht darf ich in die Armenenschule in der anderen Straße....

„Na?“ fragte die freundlich-knurrende Stimme des Rektors. „Worauf wartest du denn noch?“

Plötzlich stieg ein wilder Zorn in Meryntje auf. Das war gemein!... Das war ja wirklich unerhört, ihn so fortzujagen!... Was konnten sie denn dafür, daß sie kein Geld für die Schule hatten?... Zwei Zehner... Lumpige zwei Zehner in der Woche!... Vater würde sie schon bezahlen, wenn er wieder Arbeit hätte... Aber sie trauten ihnen nicht, diese Geizhälse!... Er aber drehte sich, ohne zu grüßen, um, rannte den Flur entlang, nahm Mühe und Schal vom Kleiderrechen und bahnte sich durch die hereinkommenden Schulkinder einen Weg zum Ausgang. Dort hielt ihn der Rektor wieder an.

„Hast du dich bei deinem Lehrer bedankt und verabschiedet?“ Mit harten Augen sah der Junge ihn an. „Bedanken? Verabschiedet? Wozu? Warum? Wohl, weil sie ihn immer Gehien genannt hatten und ihn fortjagten, nun, wo er mal keine Zehner mitbringen konnte!...“

„Gut mich nicht so frech an!“ rief der Rektor beleidigt. „Und gib Antwort.“

Mit einem Rud riß Meryntje seinen Arm los, stob an ihm vorbei und rannte über den Vorplatz zum Schultor hinaus. Sein Herz schlug wild vor Wut, Scham und Betrübnis... Sich bedanken... und verabschieden! Nachdem sie ihn erst weggejagt hatten!... Sie konnten die Krüge kriegen, die Cholera, die konnten zum Teufel gehen, verrecken, in der Hölle schmoren, alle zusammen!... Ja, sich auch noch bedanken und verabschieden!... Solche Unmenschen!...

Die Uhr einer Kirche schlug neun... In der Schule klingelte die Glocke... und er ging hier auf der Straße... jetzt bereiten sie das Vaterunser... Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern...
Fortgejagt! Er alleine spazierte hier auf

Das interessiert Sie gewiß!

Daß Frauen einen weniger gut entwickelten Geruchssinn besitzen, ist ziemlich allgemein bekannt. Kürzlich hat man mit 38 jungen, gesunden Frauen ein Experiment angestellt, an dem die gleiche Zahl Männer teilnahm. Man bewies durch das Experiment, daß zwar die Frauen Schmerz viel besser ertragen können als Männer, ihnen aber in bezug auf Geschmacks- und Geruchssinn nachstehen. Keine unter den geprüften Frauen war nämlich imstande, Zitronensäure zu schmecken in einer Lösung von 1:100.000, während mehrere Männer den Geschmack noch in einer Lösung von 1:250.000 wahrnahmen.

Als das wertvollste aller Nahrungsmittel muß die Butter angesehen werden, da 95 Prozent davon verdaut werden und also dem menschlichen Organismus wirklich zugute kommen.

Wollte eine „Dame“ im 18. Jahrhundert zu einer Festlichkeit gehen, so mußte sie sich schon am Tage vor dem Fest dem Friseur überliefern, der bis zu 2000 Lodenwickeln in ihren Haaren anbrachte. Keine der Koffelkarossen war geräumig genug, diese ungeheueren Frisuren in sich aufzunehmen, und so mußten denn die Damen während der Fahrt am Boden der Karosse knien und den Kopf zum Fenster hinausstrecken(!).

Praktische Winke.

Gutes Rohfrüchtlingsfrucht. Zwei große Äpfel werden gerieben, dazu kommt der Saft einer Orange, zwei oder drei Tüffel Obers oder Milch. Zucker nach Belieben.

Aller Sorgfalt zum Trotz kommt es doch vor, daß eingemachte Früchte in Gärung geraten. Biel ist aber noch zu retten, wenn der Saft vorsichtig abgeseigt und mit Zucker und einer Messerspitze Natron aufgelocht wird.

Das Einsiedelglas darf nicht zerbrechen. Das tut es nämlich manchmal, wenn das heiße Eingefottene eingefüllt wird. Um das zu verhindern, wickelt man das Glas gang in ein angefeuchtetes Tuch

Der Herr und sein Diener.

Frei nach dem Chinesischen von **M. Schrag**.

Ein Beamter ging in Begleitung seines Dieners schon früh am Morgen aus dem Haus, um einen weiten Weg zu machen. Da der Aufbruch etwas eilig erfolgte, hatte er in der Hast zwei verschiedene Schuhe angezogen, einen mit einer dünnen und einen mit einer dicken Sohle.

Als sie schon ein gutes Stück gewandert waren, dachte der Herr: Was ist nur heute mit meinen Beinen los, eines ist kurz, das andere lang. Woran mag das nur liegen? Es muß an diesem elenden, löcherigen Wege liegen.

Er traf einen Belandenen und befragte sich bei ihm über die schlechten Landstraßen im allgemeinen und im besonderen.

Der andere bejahte den Fall und jagte: „Ja, mein Lieber, wenn man so wie du zwei ungleiche Schuhe an hat, dann muß einem ja ein spiegelglatter Parkettboden vorkommen wie in der Kleinstadtpflaster.“

Der Herr machte nicht eben ein geistvolles Gesicht, wie er an sich herunterjah und des Rätfels Lösung unbedachte. Er bejahte seinem Diener, sofort nach Hause zurückzugehen, um ihm ein Paar ordentliche Schuhe zu holen.

Er setzte sich inzwischen an den Straßensaum und wartete, wartete einen geschlagenen halben Tag lang. Warum soll sich ein Diener kein Zeit lassen und noch gar in China, wo Gott sei dank, Zeit noch lange nicht Geld ist? Endlich kam er wieder angepöbeln: — mit leeren Händen.

„Nanu“, rief sein Herr, „habe ich dir nicht gesagt, du sollst mir ein Paar ordentliche Schuhe mitbringen. Wo hast du sie denn?“

Der Diener antwortete: „Da ist gar nichts zu machen, Herr, die beiden Schuhe, die noch zu Hause stehen, von denen hat der eine eine dicke, der andere eine dünne Sohle. Hätte ich sie mitgebracht, wäre doch auch nichts dadurch gebessert.“

Gorgen des Geologen.

Bodensee und Alpen verschwinden.

Durch Untersuchungen des Schweizerischen Amtes für Wasserwirtschaft wurde nachgewiesen, daß der Rhein jährlich etwas drei Millionen Kubikmeter Schlutt und Geröll in den Bodensee hineinragt. Eine Vorstellung von dieser Menge kann man ungefähr bekommen, wenn man bedenkt, daß der Inhalt der Frauenkirche in München annähernd 100.000 Kubikmeter beträgt. Also etwa dreißig Frauenkirchen voll Sand, Geröll und Steine führt der Rhein jährlich dem Bodensee zu oder täglich ein vierstöckiges Haus voll Schlutt. Nach dieser Veranschaulichung von Dr. Siegfried Hirsh kann man aus dieser Zahl aber auch errechnen, wann der Rhein den Bodensee vollständig ausgefüllt haben wird, d. h. wann der Bodensee gänzlich verschwunden sein wird.

Der Bodensee ist 538 Quadratkilometer groß, hat eine Durchschnittstiefe von 90 Meter bei einer Höchstitiefe von 252 Meter. Davon werden täglich 3 Millionen Kubikmeter vom Schuttgeröll des Rhein verdrängt. Folglich wird in 1600 Jahren der Bodensee vollständig ausgefüllt sein.

Aus der vom Schweizer Wasseramt gefundenen Zahl kann man aber auch berechnen, wann die Alpen verschwunden, d. h. vom Regenwasser eingebueht sein werden. Wenn man nämlich die drei Millionen Kubikmeter Schlutt, die der Rhein jährlich in den Bodensee schleppt, auf das Stromgebiet des oberen Rhein verteilt, so ergibt sich, daß dieses jährlich um einen halben Millimeter abgetragen werden muß. Da

das auch bei den anderen Alpenflüssen der Fall sein dürfte, so kann man sagen, die Alpen werden jährlich um einen halben Millimeter abgetragen. Der Montblanc hat gegenwärtig eine Höhe von 4800 Meter, das sind 4.800.000 Millimeter, folglich muß er in 9.600.000 Jahren vollständig eingebueht sein. In ungefähr sechs Millionen Jahren werden die Alpen verschwunden sein!

Weiteres.

Ja: warum? „Mutti, warum haben Bräute immer weiße Kleider?“ — „Weiß ist die Farbe der Freude, mein Kind!“ — „Und warum trägt der Bräutigam immer einen schwarzen Anzug?“

Appetitlich. Eine Gesellschaft von Automobilisten machte vor einem abseits gelegenen Bauerngehöft in Bayern halt und fragte, ob ein Schlud Milch zu bekommen wäre. Die Bäuerin bejahte und fügte hinzu: „Aner von enst wird aus der Schüssel saufs müßs.“ — Als die Milch gebracht wurde, kam ein Ferkel mit in die Küche und legte außergewöhnliches Interesse für einen Motorradfahrer an den Tag. „Ihr Ferkel tut so, als ob es mich kennen würde“, bemerkte dieser zu der Bäuerin. Darauf die Bäuerin: „Ah, beise! Das Viecherl kennt net Ihua, aber sei Schiffer!“

Namen. Remingtons haben ein Kind bekommen. „Auf welchen Namen wollen Sie es denn taufen lassen?“ — „Wir dachten: Alexander.“ — „Alexander? Ach nein, das ist doch mehr ein Name für einen Erwachsenen.“

Im Wilde gekleben. Ein Spatzvogel befand sich in einer Gesellschaft, er habe auf einer Gesellschaftsdampferreise gesehen, wie eine Dame ihren Lippenstift über Bord fallen ließ — und nachher war es ... das Rote Meer. Da sprach jemand: „Ach, haben Sie sich vielleicht mal in Odessa die Füße gewaschen?“ — „Wie kommen Sie darauf?“ — „Na, das liegt doch jetzt am Schwarzen Meer!“

Der Rastlos. Arztgattin: „Männchen, du trägst immer deine Patienten so neugierig, was sie mittags gegessen haben. Ist das ein Rastlos für die Diagnose?“ — Arzt: „Nein, aber für die Rechnung!“

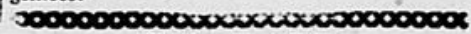
Rohmacht auf der Älter. Ranu an Ranu und Pärchen an Pärchen. „Kief, Oke.“ sagte ein älterer Herr, „moderne Jugend! Offm Wasser ham wir jowat nich jetrieben, wat?“ — „Ne“, meint sie verschämt und schaut auf die leis schwankenden Schiffelein, „dafür warst aber auch eigentl:ch zu leidenschaftlich. Willem?“

Scheuendierkel. Ein Liebespaar, eng umschlungen. Er vielleicht stehzehn, sie mönfünfzehn Lenze zählen. Sinebungsvoll liegt sie in seinen Armen. — Und er sagt mit seiner Stimme: „Zum Donnerwetter, wehr dir doch, dumme Föhre! Det ist ja langweilig!“

Gegenwart und Bergangenheit. Wir wollen nun mal sehen, ob ihr den Unterschied zwischen Gegenwart und Bergangenheit begriffen habt. Ihr sagt jetzt: Ich bin ein Kind. Was sagt ihr, wenn ihr groß seid? — Schülerin: Ich habe ein Kind, Fräulein.

Knecht und Herr. Ein recht wohlbeleibter Gutsbesitzer geht in Begleitung seines Knechtes nach einem auf einer Anhöhe gelegenen Versammlungslokal, und zwar sehr langsam. „Da bist“, so äußerte er sich zu seinem Begleiter, „wuch wie so langsam und sicher heraufgegangen.“ — „Zoch“ lautete die Erwiderung, „wenn ich mit Ochsen den Berg hinaufsteige, gehe ich immer langsam.“

Wahres Gesichtchen. Religionsstunde im ersten Kurs der Mädchenschule einer Kleinstadt. Das kleine Litschen hebt den Finger. „Bitt' icha, Herr Kooreator (Kaplan), machen S' mir 's Hofel auf it muß g'ausgehen.“ — „e lächelnd willfahrt der weltersjahrene Geistliche, kann sich aber im Hinblick auf die im Klassenzimmer sitzende Klosterfrau nicht der Frage enthalten: „Warum jagst denn das nicht der Klosterfrau?“ Mit kindlich-kokett-schamhaftem Augenaufschlag: „Weil ich mich geniere!“



Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Inetnity Nr. 65 bei Teply-Schönau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

52. Fortsetzung.
Wichtigstes aus der Endspiellehre.

Turm gegen Turm und Bauern.
Der Turmbauer gewinnt jedoch nicht in ähnlichen Stellungen wie nachstehendes Bild zeigt, weil der König der stärkeren Partei eingeschlossen bleibt.



„Unentschieden, wer auch anzieht.“
Stellung a) Weiß am Zuge: 1. Te1 Kd7 2. Kb7 Tb2 usw. oder 2. Te4 Tb2! remis. Schwarz am Zuge spielt einfach Te2!

Stellung b) Weiß am Zuge: 1. Tf6! (sofort kann er nicht Tg6 spielen wegen Tausch) Ke7 2. Tg6 Tf4! 3. Tg2 (oder 3. Kg7 Tf7) 4. Kh8 Tf8! 5. Tg8 Tf1 remis) Kf7! 3. Tg7 Kf8 4. Kg6 Tf7! 5. Kf6 T×g7 remis. Ausnahmestellungen, in denen der Turmbauer doch gewinnt, gibt es auch, zum Beispiel nachfolgendes Bild.

Weiß gewinnt, wenn er am Zuge ist, da der feindliche König mehr entfernt ist:



1. Te8! (nicht Te7 wegen Kd6! 2. Tb7 Th1!) Kd6 (oder d7) 2. Tb8! Th1! 3. Kb7 Th1! 4. Kc8 (oder a6) Te7! (oder a1) 5. Kd8 (oder b6) Th1 6. Tb6 Kc5 7. Te6! Kb5 8. Te8! Th8! 9. Ke7 Th7! 10. Kc8 und gewinnt.

In der Stellung von Dr. Puder: Weiß: Kb7, Ta8, Ba6; Schwarz: Kd7, Te1 gewinnt Weiß am Zuge mit 1. a7! Th1! 2. Ka6 Ta7 3. Kb6! Th1! 4. Kc5 Ta1 5. Th8 oder g8! und gewinnt. Dies ist eine wichtige Wendung.

Zu diesen Endspielen folgt in der nächsten Nummer noch ein lehrreiches Beispiel.
Fortsetzung folgt